

Gruppenbezogenes Musikverhalten bei Kindern und Jugendlichen

GÜNTHER BATEL

*Hans Günther Bastian (Hg.): Umgang mit Musik. - Laaber: Laaber 1985.
(Musikpädagogische Forschung. Band 6)*

I

Bei einer systematischen Beobachtung des Musikverhaltens von Kindern und Jugendlichen zeigt sich immer wieder, daß ein großer Teil dieser Verhaltensweisen *gruppenorientiert* ist oder der Vorbereitung von gemeinsamen Aktionen dient. Dies beginnt bei den Freizeitaktivitäten der Kinder mit ihren eigenen Liedern, Tänzen und Klatschspielen und setzt sich fort mit dem gemeinsamen Musizieren in der musikalischen Früherziehung, im schulischen Unterricht, in privaten Musikkreisen, Musikvereinen, kirchlichen Musikgruppen und ähnlichem. Bei den Jugendlichen treten dann eigene Bandgründungen hinzu, wie gemeinsam besuchte Rockmusikkonzerte, Tanzveranstaltungen und Gespräche über Musik insgesamt eine wesentliche Rolle spielen.

Nun stellen sich einer Analyse und Interpretation dieser Phänomene unter gruppensoziologischen und gruppenpsychologischen Aspekten allerdings zahlreiche Schwierigkeiten in den Weg. So weist Bettina Götz-Marchanci zu Beginn ihres Beitrags *Ergebnisse der empirischen Kleingruppenforschung* (1980)¹ zutreffend darauf hin, daß innerhalb der soziologischen und psychologischen Theoriebildung derzeit offensichtlich „*keine Einigkeit darüber [besteht], was eine Gruppe ist*“, Unter Gruppe im engeren Sinne etwa könne man, dem Ansatz von Irle (1975)² folgend, ein „*Aggregat von Personen*“ verstehen, die miteinander agieren, gewisse Normen gemeinsam haben und in einem Interaktionsprozeß stehen. Wesentlich sinnvoller sei es dagegen in anderen Fällen, von einem Minimalkonsens auszugehen und in Anlehnung an Sader (1976)³ von einer Gruppe im weiteren Sinne dann zu sprechen, wenn „*Ansätze von Beziehungen zwischen den Personen bestehen und im Prinzip eine Interaktion zwischen ihnen möglich ist*“. Jedoch beinhalteten Definitionsversuche dieser Art fast ausnahmslos eine gewisse „*Unschärfe der Definitionskriterien*“. Für zukünftige Forschungen sei es wenig ergiebig, „*weitere (ebenfalls unscharfe) Definitionen zu versuchen*“ Empfehlenswerter erschiene es, „Di-

ensionen zu finden, mit denen Aggregate von interagierenden Personen beschreibbar sind im Sinne von ‚mehr oder weniger Gruppe‘, und prüfbare Hypothesen aufzustellen“ (S. 146).

Unter dieser Intention soll im folgenden eine beschreibende Analyse und Interpretation gruppenbezogenen Musikverhaltens von Kindern und Jugendlichen versucht werden, wobei die vorgefundenen Sachverhalte stets mit bereits vorhandenen Erkenntnissen und Interpretationsmustern verglichen werden sollen. Doch ergibt sich damit sogleich eine weitere Problematik, denn die Verhaltensweisen von Kindern und Jugendlichen scheinen ja zum größten Teil sehr unterschiedlich zu sein. Daß eine solche Vorgehensweise unter bestimmtem Blickwinkel aber trotzdem zu durchaus ergiebigen Resultaten führen kann, belegt Eckart Machwirth in seinem Beitrag *Die Gleichaltrigengruppe (peer-group) der Kinder und Jugendlichen* (1980)⁴, wenn er in diesem Zusammenhang sagt: „*Es ist vor allem ihre zentrale Funktion der Sozialisation, die dazu berechtigt, die peer-groups von Kindern und Jugendlichen in einer verallgemeinernden Betrachtung gemeinsam zu behandeln . . . Dennoch sollte man nicht übersehen, daß zwischen beiden Arten von Gruppen erhebliche Unterschiede bestehen. Die peer-groups von Kindern sind generell erst auf dem Weg zur Ausformung der peer-groups Jugendlicher. Dies bedeutet, daß die Strukturen vielfach noch nicht fest umrissen und die Beziehungsnetze oft noch ganz locker sind. Kinder erfahren erst im Zusammensein mit anderen Kindern allmählich, daß die Gleichaltrigen in der gleichen sozialen Lage sind, daß sie also zu ihrer Altersgruppe in besonderer Weise gehören. Was in der Gruppe Jugendlicher selbstverständlich ist, nämlich Solidarität und Zugehörigkeitsgefühl, wird in der Kindergruppe erst gelernt. Der Konformitätsdruck ist in den Gruppen der Kinder weniger stark, die Wirkung der familialen Sozialisation aber sehr nachhaltig* „ (S. 246).

Ganz generell deutet sich in diesen Äußerungen die Funktion der peer-groups als die einer wichtigen Sozialisationsinstanz an. Doch herrscht zum Thema „*Sozialisation in Gleichaltrigengruppen*“ nach Ansicht von Lothar Krappmann (1982)⁵ ein „*beträchtlicher Mangel an Interaktionsstudien im engeren Sinne*“ (S. 444). Dies sei um so unverständlicher, als von der durch viele Beobachtungen gestützten Tatsache ausgegangen werden könne, „*daß Beziehungen zu Gleichaltrigen in jeder Entwicklungsphase ihre Bedeutung haben*“. Als dringend nötig erweise sich ein „*Sozialisationsmodell, das erlaubt, den sozialen Beziehungen der Gleichaltrigen in verschiedenen Phasen der Sozialisation jeweils einen eigenen Beitrag zuzuerkennen*“ (S. 447).

Schon in der Alltagsrealität der Kinder, so fährt Krappmann fort, sei die Ausbildung von Beziehungen zu Gleichaltrigen oft mit großer Befriedigung verbunden: *„Wenn die Kinder nämlich in der Lage sind, sich abzusprechen, können sich dem Alter angemessene, sehr diffizile Spiele entwickeln, in denen die Kinder Einfälle beitragen und ihre Geschicklichkeiten zu beweisen vermögen und die ihnen sehr viel Vergnügen bereiten . . . Die Gruppe bietet auch Informationen über andere Personen sowie über interessante und auch heikle Themen; in ihr gibt es Trost bei Ärger mit Eltern und Schule; sie übt Solidarität und gegenseitige Unterstützung. Dies alles erreichen die Kinder nicht ohne Schwierigkeiten. Aber wenigstens ab und an gelingt es den Kindern, so gut miteinander zu spielen, zu reden oder sich zu helfen, daß sie diesen Zustand immer wieder herzustellen versuchen“* (S. 452).

Über die Existenz von peer-groups kann den Ausführungen von Krappmann zufolge kein Zweifel mehr bestehen, denn *„Beobachtungen auf Straßen, Spielplätzen und Pausenhöfen belehren uns, daß es die Gruppen der gleichaltrigen Jungen und Mädchen gibt“* (S. 461). Dennoch sei relativ wenig über die in ihnen ablaufenden Kommunikations- und Interaktionsprozesse bekannt. Die Zusammenschlüsse der spontan sich bildenden Gruppen seien zumeist informeller Natur und die Grenzen zwischen ihnen fließend, da ihre Mitglieder häufig wechselten. Zudem könne kaum mit Sicherheit angegeben werden, ob irgendeine Tätigkeit zur Gruppe gehöre, oder ob es sich nur um ein Zwischenspiel vor den eigentlichen Beschäftigungen handele. Eine Analyse und Interpretation dieses Geschehens sei nur möglich, wenn man sich mit den Bräuchen, der Sprache und den Wertvorstellungen solcher Gruppen vertraut mache (S. 461).

Dies gilt vielleicht in noch stärkerem Maße für die peer-groups der Jugendlichen, die ebenfalls wichtige Sozialisationsfunktionen erfüllen und mit ihrer hohen Interaktionsdichte und Intensität der Beziehungen eine prägende Wirkung auf das Jugendverhalten ausüben. Sie entstehen nach Ansicht von Ingrid Herlyn (1980)⁶ etwa durch das gegenseitige Kennenlernen bei gemeinsamen Fahrten zur Ausbildungsstätte, wobei das Interesse aneinander zu Sympathiegefühlen führen könne, die weitere freie Aktivitäten und Interaktionen zur Folge hätte. Auf diese Weise entwickle sich ein ganzes *„Konglomerat informeller Beziehungen in Gestalt von Gruppen, Grüppchen, offenen Ketten, Cliques und Paaren mit einem eigenen Normensystem und damit zusammenhängend eigener Rangordnung der Beliebtheit“* (S. 235).

Es scheinen also wenig Zweifel an der Funktion der peer-groups als wesentlichen Sozialisationsinstanzen im Leben von Kindern und Jugendlichen zu be-

stehen. Allerdings wäre darauf hinzuweisen, daß sich die Bandbreite dieser Gruppierungen von spontanen Situationsgruppen ohne erkennbare Struktur bis hin zu durchorganisierten und dauerhaften Gruppen mit festgelegtem Beziehungsgefüge erstrecken kann. Anzutreffen sind beispielsweise lockere Formen der Gesellung wie Gruppierungen mit fest durchstrukturierten Interaktionsmustern, und zu bedenken ist, daß sich ebenso differenziert, wie diese Gruppen selber sind, auch deren Sozialisationswirkungen ausnehmen. Welche Rolle aber spielt die Musik in den informellen oder halbinformellen Gruppen und peer-group-Kulturen der Kinder und Jugendlichen, beziehungsweise welches spezifisch gruppenbezogene Musikverhalten prägt sich vorzugsweise in ihnen aus? Zur näheren Klärung dieser Frage sollen im folgenden die Ergebnisse zweier Untersuchungen referiert werden, die geeignet erscheinen, die bisherigen Erkenntnisse in einigen Punkten zu erweitern und die Diskussion um noch ungeklärte Fragen zu vertiefen. Es handelt sich dabei einerseits um ein an der Technischen Universität Braunschweig durchgeführtes Forschungsprojekt über die Verbreitung von Kindertänzen in verschiedenen europäischen Ländern, bei dem — neben Film- und Tonbanddokumentationen — inzwischen über 300 Kinder mit Fragebogen und 30 mit Hilfe von Interviews über ihre diesbezüglichen Praktiken befragt worden sind.⁷ Zum anderen stehen die Ergebnisse einer 1978 bis 1980 durchgeführten Interviewerhebung mit 50 Jugendlichen und die einer anschließenden Fragebogenaktion mit 250 Jugendlichen über ihr Musikverhalten zur Verfügung.⁸ Beide Untersuchungen verstehen sich nicht als repräsentativ abgesichert im Sinne von Großstudien wie *Jugend '81*⁹, sondern als *reine Erkundungsstudien*. Die Ergebnisse beider Untersuchungen, die sich auf das gruppenorientierte Musikverhalten der Befragten beziehen, sollen hier vergleichend dargestellt und mit Erkenntnissen aus der gruppenpsychologischen und gruppensoziologischen Literatur kritisch verglichen werden. Plausible Verallgemeinerungen können auf diese Weise von Fall zu Fall durchaus vorgenommen werden, bedürfen jedoch der Überprüfung durch methodisch abgesicherte weiterführende Erhebungen.

II

Die Spielgruppen der Kinder werden schon in den frühen Arbeiten des amerikanischen Soziologen und Sozialpsychologen Charles Horton Cooley zu den *Primärgruppen*¹⁰ gerechnet und von ihm nicht ganz zu Unrecht als

„*Quellpunkte des Lebens*“ bezeichnet. Tatsächlich erleben Kinder in ihnen höchst lebendige Kommunikations- und Interaktionsprozesse mit einer teilweise ausgeprägten Intimität der Beziehungen und Intensität des Erlebens. Dies gilt in besonderem Maße für die *musikbezogenen* Aktionen in diesen Spielgruppen, und hier ist an erster Stelle das umfangreiche Repertoire an Kindertänzen, Kinderliedern und Klatschspielen zu nennen, das von den Kindern in eigenständiger Leistung entwickelt worden ist und tradiert wird. Darunter befinden sich Lieder, Spiele und Tänze wie *Die Meiersche Brücke* oder *Machet auf das Tor*, die viele Erwachsene durchaus noch von ihrer eigenen Jugend her kennen. Es gibt aber auch eine ganze Reihe von Beispielen, die vor einigen Jahrzehnten gänzlich unbekannt waren und sich — wie es scheint — im gesamten europäischen Bereich allein aufgrund *mündlicher Überlieferung* verbreitet haben. Hierzu gehören vor allem die zahlreichen Klatsch- und Singspiele, die seit Ende der siebziger und Anfang der achtziger Jahre sehr beliebt sind. Geklatschte und gesungene Lieder wie *Bei Müllers hats gebrannt* oder *Angela bella mi* besitzen häufig eine Anzahl ungewöhnlicher Ausdrücke, sind zuvor noch nie gehört worden und stehen in keinem Liederbuch. Gespielt werden sie gewöhnlich von zwei oder drei Mädchen, die sich gegenüber stehen oder einen kleinen Kreis bilden und sich nach bestimmten rhythmischen Mustern gegenseitig und selbst in die Hände klatschen, während sie gleichzeitig singen. Dabei setzen sie ein hohes Maß an körperlicher Geschicklichkeit und Intensität des Ausdrucks frei und verschaffen sich auf diese Weise ein äußerst lustbetontes Vergnügen. Diese Art der Klatschspiele und -lieder finden auch in der gegenwärtigen psychologischen Forschung in den Vereinigten Staaten ein großes Interesse, wo die Bedeutung dieser Spiele für die kindliche Entwicklung eingehend untersucht wird. Als sicher gilt nämlich unterdessen, daß derlei Spiele in ihrer engen Verbindung von Musik, Dichtung und Bewegung die sozialen, verbalen und motorischen Fähigkeiten der Kinder entscheidend zu fördern vermögen. Damit sind die in den Spielgruppen der Kinder auftretenden *Sozialisationswirkungen* angesprochen, denen neben den Einflüssen aus Elternhaus und Schule ohne Zweifel eine erhebliche Bedeutung beim Erwerb grundlegender Fähigkeiten zukommt. In seiner Analyse der peer-groups in der amerikanischen Gesellschaft hatte David Riesman die Spielgruppen der Kinder bereits ausführlich mit einbezogen und betont, daß die wichtigste Funktion dieser peer-groups in der Einebnung der bei jedem Kind unterschiedlichen familialen Sozialisationswirkungen beruht.¹¹ Und gerade im Hinblick auf die gemeinsamen spielerischen Aktionen, Gruppentänze und ähnliches wird deut-

lich, daß die Kinder in ihren peer-groups primäre Sozialkontakte erfahren, die zur Herausbildung des sozialen Ich unerlässlich sind. Auch über die Phase der primären Sozialisation und sozialen Integration hinaus bieten die Spielgruppen mit ihren reichhaltigen kreativen Entfaltungsmöglichkeiten für den einzelnen die kontinuierliche Chance zur Identitätsbehauptung und zur Weiterentwicklung intimer und spontaner Sozialbeziehungen.

Die Tänze, Lieder und Spiele selbst sind gekennzeichnet durch den Hang zur unmittelbaren, spontanen Aktion im Rahmen eines vertrauten sozialen Aggregates. Sie verkörpern als spielerisch-ästhetische Ausdrucksformen die Gelegenheit zur Befriedigung von gemeinsamen Gefühls- und Bewegungsbedürfnissen innerhalb des gewohnten sozialen Kontextes von Schulkameraden, Nachbarskindern, Freunden und Geschwistern. In ihnen brauchen die Kinder ihre alltäglichen Empfindungen nicht zu verbergen und zu unterdrücken, sondern sie erleben in ihnen intensive Primärerfahrungen wie Freude, Mitleid, Übermut und Zärtlichkeit. Die Kinder explodieren mit ihrem spontanen Agieren förmlich in diesem selbständig erschlossenen Freiraum, dem in der Schule und in der massenmedial versorgten Freizeit wenig Platz gelassen wird.

Insofern eröffnen die Kindertänze und -lieder eine konkrete Möglichkeit zur Kompensation unterdrückter Gefühls- und Ausdrucksbedürfnisse und zum Ausgleich vorhandener Bewegungs- und Betätigungsdefizite. Im Vordergrund steht dabei voll und ganz die kollektive Interaktion. Sie steuert und dominiert das Singen, Klatschen, die Gestik und alle übrigen Handlungsabläufe. Die einzelnen Tanzformen stellen nur Interaktionsmodelle dar, derer man sich bedienen kann, wenn das Bedürfnis besteht, aus der Anonymität etwa des Unterrichts in unmittelbarem, konkreten Kontakt miteinander zu treten. Diese Modelle sind bewußt offen für vielfältige Variationen, an denen die Kinder offenbar ein besonderes Vergnügen finden. Ein Minimum an Gestaltsicherheit kann von jedem Beteiligten problemlos erlernt werden und bietet ihm die Voraussetzung für eine Fülle gemeinsamen kreativen Agierens. Damit erweisen sich die Tänze, Lieder und Spiele als vielschichtige ästhetisch-soziale Handlungs- und Erfahrungsfelder und erfüllen wichtige Funktionen im Bereich des sozialen Lernens.

Diese aus der inzwischen umfangreichen empirischen Beobachtung des Phänomens ‚Kindertanz‘ resultierende Erkenntnis, die sich auch in vielen Interviews mit agierenden Kindern widerspiegelt, steht durchaus in Einklang mit grundlegenden gruppensoziologischen und sozialisationstheoretischen Theoremen. So hatte Charles Horton Cooley bereits frühzeitig erkannt, daß den

Spielgruppen der Kinder eine hervorragende Bedeutung bei der Formung der sozialen Persönlichkeit zukommt.¹² In Fortführung dieses Gedankens heißt es bei Bernhard Schäfers, daß die im Sozialisationsprozeß erlernten Kommunikationsformen, Interaktionsprozesse und Handlungsschemata das soziale Handeln maßgeblich leiten.¹³ Der Einfluß der Primärgruppen, zu denen Schäfers ausdrücklich die Spielgruppen trotz ihres teilweise spontanen und informellen Charakters zählt, könne sich bis hin zum Prozeß der *sozialen Integration* des einzelnen erstrecken, zumal in Zeiten beschleunigten sozialen Wandels.¹⁴

Ergänzend läßt sich anhand der Ergebnisse aus der Kindertanzuntersuchung nachweisen, daß die intensiven Aktionen in den Spielgruppen sogar zu einer sozialen Integration von Außenseitern und Minderheiten führen können. Zunächst sind schon in bezug auf gewisse melodische Variantenbildungen, neuartige Klatschmuster und Tanzbewegungen deutlich die Einflüsse von Gastarbeiterkindern spürbar, wenngleich über diesen Tradierungskanal bislang eher spärliche Erkenntnisse vorliegen. Interessant aber wird es, wenn man beobachten kann, wie unbefangene Gastarbeiterkinder gelegentlich in die Spielgruppen einheimischer Kinder einbezogen und zum gemeinsamen Agieren angeregt werden. Hierzu zählt etwa die auch filmisch dokumentierte Szene, in der ein türkisches Mädchen, das zuvor geradezu symbolisch abseits stand, an der Realisierung des gesungenen Klatschspiels *Empompi koloni kolonisto* beteiligt wird und dabei — wie alle anderen Kinder — einen Zustand intensiver Freude erlebt. Ein Interview mit einem türkischen Mädchen, das sich bereits völlig ungezwungen mit anderen Kindern an Klatschspielen im Kreis beteiligte, ergab, daß derlei Lieder und Tänze auch von Kindern in der Türkei praktiziert werden. Allerdings habe sie ihren deutschen Spielkameraden „noch gar nicht alles gezeigt“, was sie früher in der Türkei gelernt habe. Ganz offensichtlich also vollziehen sich in den zwanglos gemischten Spielgruppen der Kinder bemerkenswerte Integrationsbestrebungen und Akkulturationsprozesse, die in ihrer Spontaneität und Dynamik ohne weiteres auch Modellcharakter für andere Kultur- und Gesellschaftsbereiche besitzen könnten.

Kinder lösen Probleme dieser Art gleichsam „spielerisch“ und tun sich in dieser Hinsicht weitaus weniger schwer als Erwachsene. Doch sind die Spiele, Lieder und Tänze zum Teil sehr eng mit Eindrücken und Erscheinungen aus dem Erwachsenenleben verknüpft und müssen mit diesen im Zusammenhang gesehen werden. Gemeint sind die zahlreichen Symbol- und Rollenspiele, in denen immer wieder Aspekte der Auseinandersetzung mit der Er-

wachsenwelt auftauchen. Über sie schreibt Lothar Krappmann: „*Der Inhalt und der Ablauf vieler Spiele beweisen. ., daß nicht die Beziehungen zu den Gleichaltrigen als solche, sondern die spielerische Übernahme der Rollen der Erwachsenen und die ambivalenten Beziehungen zu ihnen, ausgespielt und ausgelebt mit den Gleichaltrigen, den Kern der Interessen und der Initiativen bilden. Das aktive Experiment mit und in Rollen scheint der Vorläufer der ungebundeneren Versuche in der nächsten Sozialisationsphase zu sein, zu Vereinbarungen mit anderen um tatsächlich gemeinsamer Pläne willen zu gelangen.*“¹⁵

Um ein markantes Beispiel für ein Rollenspiel mit teils konfliktreichen, teils vergnüglichen Szenen aus dem Kinder- und Erwachsenen-dasein handelt es sich bei dem Schornsteinfeger-Lied, dessen weite Verbreitung bis nach Norwegen reicht. Gesungen und agiert wird das Lied von Kindern, die im Kreis stehen, sowie von einigen, die die Rolle des Schornsteinfegers, des Mädchens, der Mutter, des Vaters und anderer Personen übernehmen. Der gebildete Kreis soll ein Haus symbolisieren und wird am Ende aufgelöst. Einzelheiten und zusätzliche Figuren werden nach Belieben abgewandelt und hinzugenommen. Den Abschluß bildet allgemein ein gemeinsames Hochzeitsfest:

Schornsteinfeger ging spazier'n
Schornsteinfeger ging spazier'n ging spazier'n
Schornsteinfeger ging spazier'n

Kam er an ein großes Haus
kam er an ein großes Haus großes Haus
kam er an ein großes Haus.

Schaute da ein Mädchen raus ...
„Mädchen, willst du mit mir geh'n ...“
„Muß ich erst die Mutter fragen ... „
„Mutter, darf ich mit ihm geh'n...“
„Mußt du erst den Vater fragen ...“
„Vater, darf ich mit ihm geh'n ...“
„Nein, mein Kind, das darfst du nicht ...“
„Lief das Kind zur Tür hinaus ...
Schornsteinfeger hinterher ...“
Mutter, Vater hinterher ...“
Und das Haus noch hinterher ...“
Elefant noch hinterher ...“
Und die Mohren hinterher ...“
Zwillinge noch hinterher ...“

Feierten das Hochzeitsfest
feierten das Hochzeitsfest Hochzeitsfest
feierten das Hochzeitsfest.

Die Beliebtheit dieser Lieder und Spiele scheint unter anderem darin begründet zu liegen, daß sie einen eindeutigen Handlungsrahmen vorgeben, der keine diffizilen Abstimmungen verlangt. Sie garantieren in ihrer Eigenart und Struktur den Zusammenhalt einer Gruppe und stellen die Konfliktlösungsfähigkeit der Kinder auf keine allzu harte Probe. Jedoch sind sie offen genug, um Variantenbildungen zuzulassen, die den Kindern Erweiterungen ihrer Verhaltensmuster abnötigen.¹⁶

Etwas eingehender erwähnt sei schließlich die ausgeprägte Emotionalität, die Kinder in ihren Liedern und Tänzen zum Ausdruck bringen. Die spielerischen Aktionen verkörpern nämlich nicht nur Interaktionsformen im Bereich der Sozialkontakte, sondern eröffnen in bemerkenswerter Weise die Möglichkeit zum emotionalen Ausdruck, zum Austausch von Gefühlen der Freude, des Übermuts und der Zärtlichkeit. In vielen Fällen bilden sie gleichsam eine Brücke, um soziale und emotionale Barrieren zu überwinden. Schon in den Stücken selbst geht es zumeist um dramatisierte Erlebnis- und Bewußtseinsinhalte, die eine starke mimische Ausdrucksfähigkeit verlangen. Wie Helga de la Motte-Haber im einzelnen ausführlich darlegte, ist das spielerische Agieren von hoher Konzentration, großer Intensität und ausgeprägtem Interesse gekennzeichnet. Phasen hoher Konzentration endeten mit Lachen, und die meisten Aktionen seien von einem Lächeln begleitet als Ausdruck der Freude, die Kinder an ihren Liedern und Tänzen erlebten.¹⁷ Und auch Friedrich Klausmeier hat grundlegend betont, wie lustvoll gerade Kinder beim Singen und Spielen ihre körperlichen Funktionen erleben und welche Freude sie daran entwickeln, sich musikalisch auszudrücken.¹⁸

III

Ebenso wie die Spielgruppen üben die jugendlichen peer-groups wichtige Ausgleichsfunktionen in erwachsenenbestimmten Gesellschaftsstrukturen aus, in denen Heranwachsende gezwungen sind zu agieren. Sie ermöglichen den Jugendlichen die Entwicklung von eigenständigen, tragfähigen Orientierungsmustern bei ihrer oft schwierigen Suche nach *Verhaltenssicherheit*. Denn die Übergangsphase vom Kind zum Erwachsenen ist geprägt durch das Beziehungsgeflecht von Elternhaus, Schule, Übergang in die Arbeitswelt, Wehrdienst und Aufnahme von Beziehungen zum anderen Geschlecht. In diesem Prozeß gerät die Gleichaltrigengruppe mit ihrem hohen Maß an Sen-

sibilität und Offenheit zum Zentrum für die Vermittlung von Sicherheit und Anerkennung gegenüber dem Anpassungsdruck der Erwachsenenwelt.¹⁹

In ihren peer-groups können Jugendliche gemeinsame gesellschaftliche Erfahrungen kollektiv zum Ausdruck bringen, die sich in der Einführung neuartiger Freizeitstile bisweilen deutlich widerspiegeln. So finden sich in den einzelnen Gruppenstilen zumeist Elemente, die einerseits aus den vorgefundenen Alltagskulturen der unmittelbaren wohnlichen Umgebung stammen und andererseits geprägt sind von den vermittelten Symbolwerten des Medienbereichs und der jugendorientierten Freizeitindustrie. Doch werden diese Elemente keineswegs unverändert aufgegriffen, sondern aus ihrem gewöhnlichen Zusammenhang gelöst und durch einen permanenten Transformations- und Selektionsprozeß von den peer-groups zu neuartigen Stilrichtungen mit eigener Prägnanz zusammengefügt. In diesen Gruppenstilen äußert sich also durchaus gesellschaftliches Bewußtsein der Jugendlichen als Ausdruck ihrer komplexen Lebensweise in modernen Industriestaaten.

Weitere Sozialisationsleistungen der peer-groups beruhen darin, daß die Jugendlichen in ihnen individuelle, von den Erwachsenennormen abweichende Verhaltensweisen erproben können. Dies sind Erfahrungen, die wesentlichen Anteil am Prozeß der *persönlichen Identitätsbildung* besitzen. Es werden eigenständige soziokulturelle Wertvorstellungen entwickelt und internalisiert, die zumeist auf Bestätigung und Anerkennung durch die anderen Gruppenmitglieder stoßen und damit die Entwicklung der eigenen Persönlichkeit fördern. Deshalb auch konstituiert sich peer-group-Kultur überall dort, wo Gleichaltrige ungestört zusammentreffen können, nicht selten zum Mißfallen der Eltern. Unklar und von Fall zu Fall unterschiedlich bleibt, ob es sich dabei um Teilkulturen einer übergeordneten Gesamtkultur oder um Subkulturen beziehungsweise bewußte Gegenkulturen zu den in einer Gesellschaft vorherrschenden Werten und Normen handelt.

Mike Brake etwa faßt in seiner Studie *Soziologie der jugendlichen Subkulturen* (1981)²⁰ die Subkulturen insofern als Gegenkulturen auf, als sie die „*Legitimität der herrschenden Kulturideologie*“ infrage stellen (S. 30). Sie seien wichtige außerfamiliäre Sozialisationsinstanzen, da sie aufzeigten, daß das Leben nicht in Arbeit und Schule aufgeht. Durch die Werte und Vorstellungen der Subkultur ändere sich das Selbstbild eines Einsteigers; es komme zu einer Aufwertung seines Selbstwertgefühls. Die Intensität des Engagements des einzelnen in einer Subkultur sei unterschiedlich und reiche von sporadischem Interesse bis zu vollständiger Identifikation. Allerdings erweise sich der Ausweg, den die Subkultur anbietet, häufig also Scheinlösung, als ideolo-

gischer Versuch, reale Probleme, die anders nicht zu verarbeiten sind, „*scheinhaft*“ zu lösen. Subkulturen besäßen gewöhnliche gegen Ende der Schulzeit ihre Attraktivität, also dann, „*wenn sich diese Ausbildung angesichts der Berufsaussichten als sinnlos erweist*“ Vor allem für Jugendliche aus unteren Sozialschichten, die Brake schwerpunktmäßig im Auge hat, stellten Subkulturen einen starken emotionalen Rückhalt dar, da sie als Farbflecken und Glücksversprechen in einer als trist empfundenen Welt erschienen. Doch erweise sich die Atempause, in der mit Alternativmöglichkeiten jongliert werde, als relativ kurz, denn der Übergang zum Erwachsenenstatus lasse sich im besten Fall nur hinauszögern (S. 31).

Entgegenzuhalten ist Mike Brake, daß viele zunächst neuartige subkulturelle Erscheinungen — gerade auf musikalischem Gebiet — zumeist umgehend von der Kulturindustrie vermarktet werden und dann weite Verbreitung finden, so daß von Gegenkulturen in diesen Fällen kaum noch die Rede sein kann. Entscheidend ist jedoch das subjektive Empfinden der Beteiligten, das sich im Hinblick auf die Herausbildung neuer Verhaltensweisen und Einstellungen stets als handlungsbestimmend erweist. Dies trifft vor allem auf die einem raschen Wandel unterliegenden Phänomene aus dem Bereich der Rock- und Popmusik zu, über die Eckart Machwirth bemerkt: „*Den verbindenden Überbau über die Vielfalt der Gruppe bilden die durch die Medien propagierten Stars und Stargruppen, z. B. der Popmusik oder des Sports. Sie bieten Identifikationsmöglichkeiten und liefern die kommunikative Verständigungsebene. Auf dieser Basis entwickelt sich die Solidarität der Gleichaltrigen bei gleichzeitigem Streben nach Exzentrizität, z. B. im äußeren Erscheinungsbild. Sie wird als Möglichkeit für die Betonung der eigenen Individualität und der Selbstdarstellung verstanden.*“²¹

Nun ergeben Interviews mit Jugendlichen immer wieder, daß von ihnen intensive gruppenbezogene Musikerlebnisse weniger beim Medienkonsum als vielmehr beim gemeinsamen Besuch von Rockmusikkonzerten, Festivals und Diskotheken gemacht werden. Dollase, Rösenberg und Stollenwerk sehen in ihrer Rockmusikstudie einen der Hauptgründe für den gemeinsamen Veranstaltungsbesuch darin, daß viele Jugendliche dabei besser in Stimmung kommen als zu Hause.²² Und Neißer und Mezger betonen in ihrer Analyse der Diskothekenszene, daß dem- Diskothekenbesuch in Cliques, der die Frustrationen des Alltags zeitweilig vergessen läßt, zu ausgeprägten Wir-Gefühlen und zu kollektiven Geborgenheitserlebnissen führt.²³ Diese Thesen können durch zahlreiche Interviewaussagen belegt werden. So berichtet ein achtzehnjähriger Berufsschüler in einem Gespräch über

sein Musikverhalten von starken Zusammengehörigkeitsgefühlen gerade unter den Besuchern von kleineren Diskotheken. Wenn gute Rockmusik laufe — etwa von Barclay James Harvest —, fühle man sich mit allen verbunden und „irgendwie in einer großen Gemeinschaft“. Auch in bezug auf Rockmusikkonzerte und Festivals sprechen viele Jugendliche von „dufter Stimmung“, „gelöster Atmosphäre“ und Zusammengehörigkeitsgefühlen. Ein ausgeprägtes Wir-Gefühl stelle sich schon dadurch ein, daß man durch Beifall und Pfiffe gemeinsam über die jeweilige Band und ihre Musik urteile. Hinzu komme die diesen Veranstaltungen typische *Live-Atmosphäre*, deren wesentliche Bestandteile dunkle Beleuchtung, lautstarke Akustik und dichtgedrängtes Publikum seien. Man erlebe alles unmittelbar und intensiv, und die Wirkung der Musik sei oft so stimulierend und anregend, daß man „automatisch mitgeht“. Häufig werde man von der Musik geradezu „mitgerissen“, habe den Eindruck, „in einer großen Gruppe“ mit dabeizusein und erlebe ein „tolles Gruppenfeeling“. Musikbezogene Gruppenerlebnisse dieser Art, die sich bis hin zu kraftvollen Aggressionsentladungen steigern können, sind erst kürzlich bei Live-Auftritten von Heavy-Metal-Bands wie *Iron Maiden* und *Judas Priest* auch über den Fernsehschirm zu beobachten gewesen.²⁴

Nun läßt sich gegen die bloße Rezeption von Rockmusik in Gleichaltrigen-Gruppen zwar einwenden, daß es sich hierbei im Grunde genommen nur um eine Ablenkungsfunktion von den Alltagsproblemen der Jugendlichen handelt. Doch ist die Affinität vieler Jugendlicher zur Rockmusik so hoch, daß sie über den reinen Konsum hinaus auch den Weg zu einer aktiven Betätigung in einer Rockgruppe oder in der Rockszene finden. In diesem Falle ist dann gleichsam ein Sozialisationsklima geschaffen, in dem Jugendliche ihre individuelle Kreativität entfalten und ein eigenes Bewußtsein entwickeln können. Denn die selbständige Mitwirkung in einer Rock- oder Popband löst in der Regel eine Vielzahl sozialer Aktivitäten, gruppenspezifischer Interaktionen und emotionaler Prozesse aus, die einerseits zur Bildung eines Gruppenbewußtseins und andererseits zur Stärkung der individuellen Persönlichkeit und Identität des einzelnen beitragen. Dazu zählt das Sammeln wesentlicher musikalischer Erfahrungen durch gemeinsames Auswählen, Arrangieren, Zusammenstellen und Musizieren. Es müssen aber auch große kollektive Anstrengungen unternommen werden, um kostspielige Musikinstrumente und Verstärkeranlagen zu beschaffen, Übungsräume zu erschließen und eventuelle Auftritte und Vorspiele einzurichten. Diese Probleme klingen in Interviews mit Jugendlichen immer wieder an und finden ihre Be-

stätigung in der Studie *Rockmusik und Gruppenprozesse* von Florian Tennstedt (1979).²⁵

In ihr wird ausführlich über die zusätzlichen Schwierigkeiten berichtet, die entstehen, wenn die Mitglieder einer Rockband ihren amateurmäßigen Status aufgeben und professionelle Musiker werden wollen. Dabei kommt es unter den Musikern aufgrund längerer Tourneen, Gastspiele und Studienaufenthalte natürlich auf der einen Seite zu sehr engen persönlichen Bindungen, die so weit gehen können, daß die Musiker zusammen wohnen. Andererseits treten besonders dann ernsthafte Gruppenkonflikte auf, wenn es darum geht, schulische oder berufliche Ausbildungen, beziehungsweise bisherige Arbeitsplätze aufzugeben, Kredite für Instrumente, Anlagen und Musikproduktionen zurückzuzahlen und eine gemeinsame Existenz als freie Musiker zu schaffen und aufrechtzuerhalten (S. 142f.). Diese Ausführungen veranschaulichen in großer Deutlichkeit, daß derartige Musikgruppen *komplexe soziale Systeme* darstellen, die die Lebensweise darin eingebundener Jugendlicher nachhaltig bestimmen.

IV

Damit ergibt sich zusammenfassend, daß der für die Spielgruppen der Kinder bereits grundlegende Prozeß des *sozialen Lernens* seine Fortsetzung in den peer-groups Jugendlicher findet, und zwar in besonderer Weise im Hinblick auf gemeinsame musikbezogene Aktionen. Sowohl die Spiel- und Tanzgruppen als auch die von Jugendlichen gebildeten Cliques und Bands eröffnen ihren Mitgliedern weitreichende Handlungsfelder, auf denen sie über das Medium Musik eine von der Eintönigkeit des Alltags und von der Erwachsenenwelt deutlich abgehobene Eigenkultur entwickeln. Die Tänze, Lieder und Spiel verschaffen den Kindern als sinnlich-ästhetische Ausdrucksmuster und soziale Handlungseinheiten die Gelegenheit zu virtuoser Kreativität und zum Erleben von Primärerfahrungen wie Freude und Zärtlichkeit. Demgegenüber ist es in den Gleichaltrigengruppen Jugendlicher vor allem der Umgang mit Rock- und Popmusik, dem eine wichtige Funktion beim Prozeß der Identitätsfindung, der Kontaktaufnahme und der Entwicklung eigenständiger Orientierungsmuster und Lebensperspektiven zukommt. Den Beziehungen zu Gleichaltrigen und dem gruppenbezogenen Musikverhalten erwächst also in jeder Sozialisationsphase eine höchst individuelle Bedeutung, die es erforderlich macht, die bisherigen peer-group-Denkschemata

erheblich zu modifizieren. In diesem Zusammenhang ist Eckart Machwirth zuzustimmen, wenn er im Hinblick auf zukünftige Forschungsprojekte bemerkt: „*Es zeigt sich, daß das Konzept der peer-group als Bezugsgruppe des einzelnen nicht auf den engen Begriff einer soziologischen Definition von Gruppen begrenzt werden kann, sondern erweitert werden muß durch das Konzept einer sehr viel allgemeineren peer-Kultur.*“²⁶ Und vielleicht gewinnt in dieser Hinsicht nicht zuletzt der von Gerhard Wurzbacher geprägte Begriff einer „*gleichgestimmten Menge*“²⁷ an Bedeutung als Gesellungsform, die die soziale und personale Vereinzelung, Unsicherheit und mangelnde Gestaltungsfähigkeit des Daseins überwindet und von der man sich — angeregt und angesteckt — mehr oder weniger enthemmt mittragen läßt.

Anmerkungen

- 1 Bettina Götz-Marchand: Ergebnisse der empirischen Kleingruppenforschung, in: Einführung in die Gruppensoziologie Geschichte—Theorien—Analysen, hrsg. von B. Schäfers, Heidelberg 1980, S. 145-171.
- 2 Martin Irle: Lehrbuch der Sozialpsychologie, Göttingen 1975.
- 3 Manfred Sader: Psychologie der Gruppe, München 1976.
- 4 Eckart Machwirth: Die Gleichaltrigengruppe (peer-group) der Kinder und Jugendlichen, in: Einführung in die Gruppensoziologie, a.a.O., S. 246-262.
- 5 Lothar Krappmann: Sozialisation in der Gruppe der Gleichaltrigen, in: Handbuch der Sozialisationsforschung, hrsg. von K. Hurrelmann und D. Ulich, Weinheim/Basel, 2/1982, S. 443-468.
- 6 Ingrid Herlyn: Gruppen in schulischen Lehr- und Lernprozessen, in: Einführung in die Gruppensoziologie, a.a.O., S. 225-245.
- 7 Helmut Segler/Helga de la Motte-Haber/Andreas Feige: Untersuchung und Filmdokumentation überlieferter Kindertänze. Teil I: Regionen in Norddeutschland, in: Musikpädagogische Forschung Band 3: Gefühl als Erlebnis -- Ausdruck als Sinn, hrsg. vom Arbeitskreis Musikpädagogische Forschung durch Klaus E. Behne, Laaber 1982, S. 183-208, sowie Günther Batel: Musik und Aktion. Auswertung einer Fragebogen- und Interviewerhebung über die Verbreitung von Kindertänzen, -Liedern und -spielen in Süddeutschland, Österreich und der Schweiz, in: Musikpädagogische Forschung Band 5: Kind und Musik, hrsg. vom Arbeitskreis Musikpädagogische Forschung durch Günter Kleinen, Laaber 1984, S. 55-74.
- 8 Günther Batel: Musikverhalten und Medienkonsum, Wolfenbüttel 1984.
- 9 Jugend '81. Lebensentwürfe — Alltagskulturen — Zukunftsbilder. Studie im Auftrag des Jugendwerks der Deutschen Shell, Opladen 1982.
- 10 Charles Horton Cooley/R. C. Angel/VL. J. Carr: Introductory Sociology, New York 1933, S. 24.
- 11 David Riesman: Die einsame Masse, Darmstadt/Berlin und Neuwied 1958, S. 79f.
- 12 Charles Horton Cooley u.a.: Introductory Sociology, a.a.O., S. 55.
- 13 Bernhard Schäfers: Entwicklung der Gruppensoziologie und Eigenständigkeit der Gruppe als Sozialgebilde, in: Einführung in die Gruppensoziologie, a.a.O., S. 21.
- 14 Bernhard Schäfers: Primärgruppen, in: Einführung in die Gruppensoziologie, a.a.O., S. 72.

- 15 Lothar Krappmann: Sozialisation in der Gruppe der Gleichaltrigen, a.a.O., S. 455.
- 16 Vgl. Lothar Krappmann: Kommunikation und Interaktion im Spiel, in: Spielen und Gestalten. Gutachten und Studien des Deutschen Bildungsrates, Band 48/1, Stuttgart 1975, S. 45-75.
- 17 Helmut Segler/Helga de la Motte-Haber/Andreas Feige: Untersuchung und Filmdokumentation überlieferter Kindertänze. Teil I, a.a.O., S. 203.
- 18 Friedrich Klausmeier: Die Lust, sich musikalisch auszudrücken. Eine Einführung in sozio-musikalisches Verhalten, Hamburg 1978.
- 19 Vgl. Dieter Baacke: Jugend und Subkultur, München 1972, S. 71f.
- 20 Mike Brake: Soziologie der jugendlichen Subkulturen. Eine Einführung, hrsg. von R. Lindner, aus dem Englischen von H. Schäfer, Frankfurt am Main/New York 1981.
- 21 Eckart Machwirth: Die Gleichaltrigengruppe (peer-group) der Kinder und Jugendlichen, a.a.O., S. 257.
- 22 Rainer Dollase/Michael Rüsenberg/Hans J. Stollenwerk: Rock People oder Die befragte Szene, Frankfurt am Main 1974, S. 49.
- 23 Horst F. Neißer/Werner Mezger/Günter Verdin: Jugend in Trance? Diskotheken in Deutschland, Heidelberg 1979, S. 47f.
- 24 Vgl. Axel Arens: Die Orgie des Judas Priest. Wie ein Musikführer seine Fans zum Wahnsinn treibt, in: Die Zeit 11/1984, S. 70.
- 25 Florian Tennstedt: Rockmusik und Gruppenprozesse. Aufstieg und Abstieg der Petards. Mit musikalischen Analysen von Günter Kleinen, München 1979.
- 26 Eckart Machwirth: Die Gleichaltrigengruppe (peer-group) der Kinder und Jugendlichen, a.a.O., S. 261.
- 27 Gerhard Wurzbacher/Helmut Grau: Gesellungsformen der Jugend in der Bundesrepublik. Strukturen und Hypothesen über Sozialisationswirkungen, in: Die Jugend, hrsg. von Helga und Horst Reimann, München 1975, S. 26/27.

Dr. Günther Batel
 c/o TU Braunschweig
 Erziehungswissenschaftlicher Fachbereich
 Konstantin-Uhde-Str. 16
 D-3300 Braunschweig